

dtv

Was verbirgt sich eigentlich hinter dem Begriff »Gentleman«? Auf keinen Fall ein Relikt aus vergangenen Zeiten, meint Martin Scherer und legt dies anhand von vielen Beispielen aus Literatur und Film sowie konkreten Anregungen dar. Amüsant und anschaulich beschreibt er eine Haltung, in der sich Selbstbeherrschung und soziale Kultur aufs Angenehmste verdichten. Zugleich ist dieses Buch Plädoyer für eine Lebenskunst, die vielleicht noch nie so plausibel war wie heute.

*Martin Scherer*; geboren 1966, Dr.phil., arbeitet als Journalist in München.

Martin Scherer

# Der Gentleman

Plädoyer für eine  
Lebenskunst

Deutscher Taschenbuch Verlag

Für Anna

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Originalausgabe 2003

5. Auflage 2011

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Weidemann und der Syntax

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20649-5

## Inhalt

Entree .....	7
Höflichkeit .....	16
Understatement .....	38
Gleichgewicht .....	47
Contenance .....	69
Uncool .....	88
Ironie .....	100
Charme .....	120
Anmerkungen .....	133
Literatur .....	135



## Entree

»Gentleman in den Vierzigern, Akademiker, weitgereist und finanziell sorglos, sucht selbstbewußte, gepflegte und gebildete Dame im gleichen Alter für eine schöne gemeinsame Zukunft.« Eine typische Kontaktanzeige in einer Wochenendzeitung, kurz, prägnant und vermutlich auch aussichtsreich. Jeder, der eine solche Annonce aufgibt, will auf ein paar Zeilen die eigene Persönlichkeit so ansprechend und interessant wie möglich darstellen. Dafür gibt es Schlüsselwörter. Sie sollen beim Leser beziehungsweise bei der Leserin für positive Assoziationen sorgen. Eines taucht auffallend oft in dieser Rubrik auf, und zwar sowohl bei den Herren, die sich gut verkaufen, wie auch bei den Damen, die ihre hohen Ansprüche unterstreichen wollen: der Gentleman.

Offenbar macht sich bei vielen Menschen ein angenehmes Gefühl breit, sobald dieses Wort fällt. Es ist ein Wohlklang. Meist markiert das Prädikat Gentleman eine Außenansicht, eine Hülle, in der Konvention, Manieren und guter Geschmack zusammenkommen. Es versorgt eine nach Gediegenem hungrige Ästhetik mit Assoziationen an eine Welt verbindlicher Codices. Im vagen Bild des geschliffenen Edelmannes artikulieren sich Nostalgie, Sehnsucht und Projektion gleichermaßen.

Als nebliges Präfix geistert der Gentleman durch die verschiedensten Lebensbereiche. Die Journaille ist voll von solchen Verknüpfungen. Irgendwie weiß jeder, was gemeint ist, ohne es aber in klaren Worten artikulieren zu können. So ist oft die Rede von Gentleman-Ganoven, wenn die entsprechenden Herrschaften sich in anständige Kleidung zwängen und geflissentlich auf Ge-

walt in ihrem wenig seriösen Tagwerk verzichten. Manches wurde sogar zur stehenden Bezeichnung, die immer wieder für eine bestimmte prominente Person verwendet wird, etwa der Gentleman-Boxer (Henry Maske), der Gentleman-Feldherr (Montgomery), der Gentleman-Mime (Armin Mueller-Stahl) oder der Gentleman-Gitarrist (Eric Clapton). Auch der Gentleman-Fußballkommentator (Günter Netzer), der Gentleman-Kapitalist (Giovanni Agnelli) und der Gentleman-Talkmaster (Alfred Biolek) sind noch ziemlich plausible Wendungen angesichts eines unlängst zum Gentleman avancierten Pornostars.

Kurzum: Vom Wesen des Gentlemans haben wir vielleicht eine Ahnung oder vage Vorstellungen, aber keinen rechten Begriff. Das Wort wurde zu einem der beliebtesten Komplimente. Solch inflationärer Gebrauch aber beraubt die Kennzeichnung notwendig jeder Präzision.

Wer oder was ist der Gentleman? Ein großes deutsches People-Magazin begab sich unlängst auf die Suche nach einer Antwort auf eben diese Frage. Aus Film, Funk und Fernsehen bekannte und schon deshalb für kompetent erachtete Zeitgenossen durften sich dazu äußern. Noch vielsagender als deren Statements war jedoch die bildliche Gestaltung der betreffenden Doppelseite. Ein Jaguar-Coupé, ein schwarzes Paar Pferdelederschuhe sowie eine silberne Hummerzange namens »Prestige« ergeben zusammen so etwas wie das Phantombild des Gesuchten, jedenfalls legen diese Abbildungen eine solche Schlußfolgerung nahe. Im Grunde handelt es sich dabei um einen Nekrolog wider Willen: Der Gentleman hat längst sein Leben ausgehaucht, wenn edle Objekte ihn repräsentieren können.

Mark Twain dementierte einst einen verfrühten Nachruf auf seine Person mit den Worten: »Die Nachricht von meinem Tode ist stark übertrieben.« Ähnlich verhält es sich mit dem Gentleman. Seine scheinbare Auflösung in Luxusasche ist auch eine Übertreibung. Wir haben es vielmehr mit einer lebendigen Figur aus

Fleisch und Blut zu tun. Und mehr noch: Sie ist höchst zeitgemäß, weil zeitlos. Von Antiquiertheit jedenfalls kann keine Rede sein. Zwei Vorurteile freilich wird man verabschieden müssen. Weder ein besonderer Stammbaum noch außergewöhnliche finanzielle Spielräume prägen diesen Typus. Der Gentleman ist selbstredend auch unter den sogenannten »kleinen Leuten« zu finden, ja möglicherweise fühlt er sich gerade dort am wohlsten, wo sich keine Blender tummeln. Mit anderen Worten: Es gibt kein bestimmtes Milieu für ihn. In einer Portiersloge ist er wahrscheinlich genauso zu finden wie auf dem diplomatischen Parkett oder auf einer Pflegestation. Auf jeden Fall aber ist die Stadt ein guter Nährboden für einen Gentleman, ja er taugt sogar gut als Sinnbild für eine humane und gelassene Urbanität. Der tägliche Umgang mit Kontrasten, Widersprüchen und Auseinandersetzungen ist ihm etwas ganz Selbstverständliches. Natürlich sieht er auch den Schatten, den jede Metropole wirft: Masse, Anonymität, Zerstreung, Fahrigkeit, Reizüberflutung. Aber genau darin besteht doch die Herausforderung. Wie läßt sich unter diesen Bedingungen menschenwürdig leben? Wie lassen sich die vorprogrammierten Konflikte eingrenzen?

Das Wort »gentle« gibt einen ersten Hinweis darauf, worum es überhaupt geht. Es bedeutet so viel wie liebenswürdig, freundlich, ruhig, ausgeglichen, leise, gemäßigt, sanft und auch gemächlich. Die These dieses Buches lautet: Hinter dem Gentleman verbirgt sich – ausdrücklich oder nicht – eine bestimmte Lebenskunst, eine Form der Lebensführung, in der sich in besonderer Weise Reflexion und Erfahrung, stolze Einsamkeit und soziale Kultur verdichten. Der Gentleman ist ein Ideal, welches sich weder mit einer religiös durchstimmten Demut noch mit ideologischer Kurzsichtigkeit verträgt. Der Philosoph Karl Löwith brachte es während seines amerikanischen Exils in einem brillanten Aufsatz mit dem Titel *Can there be a Christian Gentleman?* auf den Punkt: »Wenn er unrecht tut, empfindet er nicht Reue

gegenüber Gott, sondern hat das Gefühl, sich selbst erniedrigt zu haben.«

In den vielfältigen literarischen Zeugnissen – von Konfuzius und der alten Stoa über Laurence Sterne bis zu Jacob Burckhardt und Max Frisch – tauchen stets ähnliche Kennzeichen dieser Figur auf: Selbstkontrolle, Distanz, Unaufgeregtheit, Abscheu vor jeder Exhibition, Skepsis als Grundhaltung, Neigung zum Pessimismus aus historischer Bildung. Der Gentleman glaubt nicht an Utopien, vielleicht nicht einmal an einen Fortschritt in der Geschichte, denn er hat die Auswüchse des Menschen vor Augen und sieht dabei nicht viel, was zur Erbauung gereichen könnte. Die Würde und der Ernst seines Benehmens erzählen von der Begegnung mit einer Hobbes'schen Welt: Konkurrenzkämpfe, Neid, Mißgunst, Verrat, Lüge und Eitelkeit, Verbohrtheit und Egoismus, Fressen oder Gefressenwerden.

Die Klippen der Resignation und des Zynismus aber versucht er, so gut es nur geht, zu umschiffen. Er setzt mit seiner Person ein trotziges Zeichen. Nicht daß er damit viel am Gang der Dinge ändern könnte, aber immerhin macht er sich auch nicht mit dem Häßlichen gemein. Dieser nüchterne Blick sowie die tiefe Kälteerfahrung grundieren seinen Charme und machen ihn nur noch unwiderstehlicher.

Er repräsentiert die Hohe Kultur, aber nicht unbedingt die Upperclass. Er ist vielmehr ein klassenloses Ideal, historisch vielleicht sogar das früheste. Spätestens seit der Antike weiß man, wie sehr die Innen- und die Außenansicht eines Phänomens, wie Sein und Schein auseinanderklaffen können. Das gilt besonders für die Dignität und den Rang eines Menschen. Zwei Werke des griechischen Schriftstellers Xenophon machen deutlich, wie weit Gentleman auf der sozialen Leiter voneinander entfernt sein können: Da ist einmal das Bild des ärmlichen, aber würdevoll-erhabenen Sokrates, welches die *Memorabilien* zeichnen. Ein weiser Mann, der trotz seiner sprichwörtlichen Häßlichkeit und

seiner privaten Misere (Xanthippe!) jeden, der ihm begegnete, in seinen Bann zog. Selbst den Tod durch den Giftbecher erträgt er mit einer beinahe übermenschlichen Contenance und wird damit zum Inbegriff einer stolzen, in sich ruhenden Existenz. Ganz anders dagegen die Lebensumstände, von der die *Kyropädie*, eine Art antiker Bildungsroman über die Erziehung des Perserkönigs Kyros, erzählt. Ein Überfluß an Reichtum und Macht – und trotzdem zeichnet das Buch den jungen Herrscher als feinsinnigen Charakter, der ganz sicher auch dann noch Glanz und Aura hätte, wenn er auf alle seine Privilegien verzichten müßte. Es geht um das Format einer Persönlichkeit, nicht um ihre äußeren Lebensumstände.

Natürlich gab es immer auch den Gentleman aus adligen Kreisen oder aus Gelddynastien. Viel interessanter als die Auszeichnung durch Geburt oder durch wirtschaftliche Prosperität ist aber jene innere Disposition, welche Aristoteles einst als *megalo-psychia*, als »Großherzigkeit« rühmte. Einer traditionellen Meinung zufolge ist ein Gentleman ein Mann von edler Abstammung. Was aber nicht heißen muß, daß er der Aristokratie angehört. Die Rede von einem Edelmann hat auch und gerade dann einen Sinn, wenn ein Mensch diese Großherzigkeit im Lauf seines Lebens kultiviert, wenn er sich gleichsam selbst veredelt.

Hinter dem Gentleman steht also eine Haltung. Die nächsten Kapitel wollen einen Zoom auf diese versuchen und jene Details vergrößern, die sie wesentlich prägen. Die Überschriften sind nichts anderes als die wichtigsten Erkennungszeichen für die Gegenwart eines Gentlemans. Dahinter verbergen sich – um einen altmodischen Ausdruck zu gebrauchen – bestimmte Tugenden, die aber allesamt eine ästhetische und das meint vor allem eine gefällige, unaufdringliche und einnehmende Außenwirkung besitzen. Der Gentleman ist schließlich kein Moralapostel und auch kein weltflüchtiger Asket, sondern ein Lebens-

künstler, dem es eigentlich nur um eines geht: den festlichen Alltag.

Damit fällt ein wichtiges Stichwort. Jener Alltag ist nämlich der ergiebige Rohstoff, an und mit dem ein Gentleman seine Lebenskunst verwirklicht oder sagen wir besser: zelebriert. Es geht im Grunde um etwas ganz Praktisches: Wie läßt sich dieser Alltag gestalten, so daß er seinen Grauton und seine latente Tristesse ablegt und ein anderes, frisches und freundliches Gesicht erhält? Jeder Gentleman ähnelt ein wenig Don Quijote. Er zieht aus, um eine Lanze für den geschmeidigen, taktvollen Umgang miteinander zu brechen. Ihm fehlt der Ellenbogen, aber dieses Manko ist genauer besehen ein Gewinn.

Haben wir es dann nicht mit einer Kunstfigur zu tun, einer, der elementare Reflexe abgehen? Es stimmt tatsächlich, der Gentleman hat artifizielle Züge. Wo andere zuschlagen, hält er inne, wo andere brüllen, spricht er leise und besonnen. Aber schließlich kommt dem Menschen von Natur aus eine Sonderstellung zu, denn er allein hat die Gabe, über sich und seine Instinkte hinauszuwachsen. Das hebt ihn vom Tier ab, welches ausschließlich »authentisch« sein kann, seinen Hunger sofort stillt, zubeißt, reißt und verspeist. »Künstlichkeit« dagegen ist eine spezifisch menschliche Variante. Und genau diese Kunst wird dem Gentleman zu einer zweiten Natur. Er lebt sie aus.

Keine Frage, die Welt wird ganz sicher nicht besser dadurch, daß man sich wie ein Gentleman benimmt, aber möglicherweise wird eine kleine, konkrete Lebenswelt angenehmer, gefälliger, charmanter durch sein Auftauchen. Ein Gentleman wirkt im Mikrokosmos. Er zeigt auf seine Art, was es braucht, um die tagtäglichen Begegnungen zwischen den unterschiedlichsten Menschen zur Zeremonie und zum Ereignis werden zu lassen. Gar nicht viel eigentlich: ein wenig guter Wille, ein wenig Phantasie und viel Geduld.

Den einen Parade- und Vorzeigegentleman, an dem sich alle wichtigen Eigenschaften verdeutlichen ließen, gibt es freilich

nicht. Dafür hat der Typus zu viele Facetten. Er kann eher kauzig und rührselig sein wie jener *Pin* in Nabokovs gleichnamigem Roman; er kann ein sympathischer Loser sein wie Buster Keaton oder Erich Kästners *Fabian*; er kann aber auch ein Löwenherz besitzen, stolz und unbeugsam auftreten wie ein Robin Hood oder ein Sean Connery in seinen diversen Rollen. Allesamt aber sind sie Gentlemen. Entweder man entwirft einen Querschnitt durch alle Zeiten und Gesellschaften, sucht nach den passenden Vertretern dieser Spezies und entwirft eine breite Kultur-, Begriffs- oder Sittengeschichte. Das wäre die wissenschaftliche Gangart.

Oder aber man versucht einen anderen Weg, liest, hört und guckt sich durch die Ahnengalerien, belästigt seine Umgebung mit der immergleichen Frage, was sich denn bei dem Wort »Gentleman« an Assoziationen und Erwartungen einstellt und versucht dann so etwas wie einen gemeinsamen Nenner auszumachen. Auf diese Weise entschlüsselt sich eine bestimmte Lebenskunst. Ihre zentralen Momente, ihre Hoffnung und auch ihre Wirkung lassen sich dann beschreiben. Wenn sich dazu noch eine gewisse Leidenschaft des Verfassers gesellt, ist der Weg zum Plädoyer nicht mehr weit.

Aber Vorsicht. Gerade im Kontext dieses Themas verbietet sich jeder Radau wie auch jede Übertreibung. Ein Gentleman ist per se vorsichtig, also werden auch die Ausführungen versuchen, es ihm nachzutun. Es gibt sicher Wichtigeres als den Gegenstand dieses Buches. Auf den Weltfrieden, den medizinischen Fortschritt oder die soziale Gerechtigkeit hat der Gentleman keinen Einfluß. Er ist – genau wie seine Merkmale, wie die Höflichkeit, der Charme, die Selbstbeherrschung oder die Ironie – letztendlich eine Nebensache. Aber eben eine, die vielleicht manches leichter machen kann, zum Beispiel dadurch, daß wir unsere eingeschliffene Coolness etwas auftauen und mehr Feingefühl entwickeln.

Lange Plädoyers sind eine Zumutung. Gute Plädoyers leben von ihrer Kürze und Prägnanz. Alles andere wäre ein quälender Monolog. Keiner wußte dies besser als der Freiherr von Knigge, der in Sachen *Umgang mit Menschen* den folgenden, trefflichen Rat gibt: »Habe acht auf Dich, daß Du in Deinen Unterredungen, durch einen wäßrigen, weitschweifigen Vortrag nicht ermüdest! Ein gewisser Lakonismus ist die wahre Kunst der gesellschaftlichen Beredsamkeit.«<sup>1</sup> Diese Anregung soll so gut wie möglich befolgt werden, zumal es ja auch nur um eine Skizze geht. Ein sperriges Traktat über den Gentleman wäre ein glatter Widerspruch in sich, denn es würde das Individuelle und Eigenwillige, was ihn doch so sehr auszeichnet, kleinschreiben.

*Der Gentleman* und *seine* Lebensart – das klingt zwangsläufig nach maskuliner Redundanz. Haben wir es also mit einem ausschließlich männlichen Diskurs zu tun? Ertappen wir ein Geschlecht im Selbstgespräch? Nein. Sicherlich war es in der Antike und im Mittelalter ein im wahrsten Sinn des Wortes »herrisches« Persönlichkeitsideal. Aber schon in der italienischen Renaissance versuchte man für Männer und Frauen gleichermaßen verbindliche Umgangsformen zu formulieren. Im Englischen gibt es obendrein auch den Ausdruck »Gentlewoman«, der sich jedoch alltagssprachlich nicht durchgesetzt hat. Ohne größere Verrenkungen läßt sich alles, was über den Gentleman zu sagen ist, auf beide Geschlechter beziehen. Schließlich bezeichnet das Wort »man« ja nicht nur das Geschlecht, sondern auch die Gattung. Allein aus ästhetischen Gründen – zur Vermeidung des Wortes »Gentlemensch« nämlich – wird die Zweideutigkeit in Kauf genommen. Überdies: Was wäre das für ein festlicher Alltag, würden nur Männer ihn prägen?

Fernando Pessoa wußte um die Bedeutung und den Wert dieses ständigen Zeremoniells. In seinem *Buch der Unruhe* schreibt er dazu diese Sätze. Es könnte kein besseres Motto geben:

»Ein Aristokrat ist derjenige, der nie vergißt, daß er niemals

allein ist; deshalb sind Etikette und Protokoll Erbteil der aristokratischen Familien. Verinnerlichen wir den Aristokraten. Entreißen wir ihn den Salons und den Gärten und versetzen wir ihn in unsere Seele und in unser Bewußtsein von unserer Existenz.«<sup>2</sup>

## Höflichkeit

Höflichkeit ist das Prinzip des Gentlemans. Er weiß um ihre Bedeutung, er praktiziert sie konsequent – er lebt sie. Sein Benehmen ist ohne Kalkül. Er nutzt es nicht als Mittel zum Vorteil, ebensowenig läßt er es nur Auserwählten zuteil werden. Nein, ein wahrer Gentleman wird jedem das Gefühl geben, von ihm respektiert und geachtet zu sein. Diese Haltung ist sein Adel und unterscheidet ihn von dem strategischen Ansatz der meisten Benimmprediger.

Ein kleines Heer von Autoren und Seminaranbietern widmet sich seit einigen Jahren verstärkt dem sogenannten »Höflichkeitsfaktor«, dem fitmachenden »Vitamin der Gesellschaft«, offerieren sündhaft teure Kurse zu Themen wie »Persönlichkeitsmarketing« oder »Bei Tisch bestehen«. Vor allem Yuppies, die an Erziehungsdefiziten oder einfach an Instinktlosigkeit leiden mögen, drängeln sich zur Nachhilfe. Der Subtext ist ebenso schlicht wie plausibel: Manieren zahlen sich aus, für Ansehen, Liebe und natürlich für die Karriere. Wer sich zu beherrschen weiß, wird auch andere für sich einnehmen. Einer aktuellen Umfrage zufolge legen dreiundfünfzig Prozent der Deutschen »sehr viel« Wert auf Höflichkeit, weiteren einundvierzig Prozent bedeutet sie immerhin noch »viel«. Gerade den jungen Mittzwanzigern ist der gute Ton kein antiquierter Wert: Neunzig Prozent bestehen auf korrekten Umgangsformen. Kein schöner Markt in dieser Zeit.

Die Zunft der Anstandslehrer hat ihren Meister in dem legendären Dale Carnegie, jenem Pionier des Managertrainings, dessen 1936 erschienener Ratgeber *How to win friends and influence people* noch heute in jeder mittleren Bahnhofsbuchhandlung zu

finden ist. Sprachlich haben diese Erzeugnisse meist den Glanz von Powerpoint-Folien und nicht selten verirren sich einige tief im Metapherndschungel, wie eine in Sachen Etikette firme Freifrau mit ihrem Traktat beweist:

»Es lohnt sich. Höfliche Menschen werden spontan und auf Dauer weit besser behandelt als menschliche Mistkäfer. Weil sich die Aus- und Einzahlungen auf dem gemeinsamen Höflichkeitskonto ausgleichen.«

Das pekuniäre Bild ist sinnfällig; kaum ein Zufall, daß diese Sorte von Literatur gerade in Zeiten des Pragmatismus einer »Neuen Mitte« reißenden Absatz findet. Höflichkeit hat hier den Beigeschmack von unpersönlicher Manier, von Mehrwert und kühler Berechnung. Denk an den Erfolg, sei galant – so etwa klingt der Imperativ, der an das tiefste Bedürfnis des urbanen Profitmenschen appelliert. Gleichzeitig sind diese Werke von erstaunlicher Traditionalität, zumindest was die praktischen Anleitungen betrifft. Es scheint, als ob der Alltag quer durch die Epochen hindurch immer wieder mit ähnlichen Herausforderungen aufwartet.

Zwei Zitate zum Vergleich: »Man ist nicht unmodisch oder modisch gekleidet, sondern angemessen oder unangemessen, gepflegt oder ungepflegt! Ein Blick in den Spiegel sollte immer den Ausschlag geben.« Und an einem anderen Ort ist zu lesen: »Deine Kleider sollen sich deinem Alter und deiner Herkunft anpassen, weil wir nicht die Macht haben, die Moden nach unseren Sitten zu gestalten. Die Zeit schafft sie und die Zeit läßt sie untergehen.« Zwischen diesen Texten liegen nicht weniger als vierhundertfünfzig Jahre, was wiederum zeigt, daß auch der Renaissancemensch dankbar war für Orientierungshilfe bei Dresscode, Grußformeln oder Schriftverkehr. Benimmregeln sind meist nichts anderes als gesunder Menschenverstand, zur Sentenz gegossen. Freilich werden viele Menschen auch so gehnt haben, daß nicht jedes Textil einen jeden ziert, aber offenbar braucht es in regelmäßigen Ab-

ständen eine Art Katechismus, der das scheinbar Triviale wieder in Erinnerung ruft.

Nichts Neues also seit den großen Sittenlehrern, seit della Casa und Castiglione? Natürlich ist unser »way of life« vielschichtiger und komplizierter geworden, weshalb sich auch die Etikette neuen Problemen zu stellen hat. Ein brandaktuelles Opus verspricht kompetente Auskunft bei Fragen wie »Darf man via E-Mail kondolieren?« oder »Soll ich ihr sagen, daß ich Viagra nehme?« Immer wieder aufs neue verblüfft die Zeitlosigkeit der meisten, den Alltag ordnenden Regeln. Nur der Geist eines bedingungslosen Humanismus, der die erwähnten Gelehrten einst in Atem hielt, scheint den meisten kleinen Knigges der Jetztzeit abzugehen. Und dennoch: Solche Benimmfibeln beweisen noch nichts gegen die Höflichkeit. Ganz im Gegenteil.

Im Deutschen, sagt Goethe, lügt man, wenn man höflich ist. Die außerordentliche Resistenz der teutonischen Stämme gegen Spiel, Ritual, Zeremonie, gegen einen festlichen Alltag, hat schon viele – je nach Besaitung – zum Staunen oder aber zum Wahnsinn gebracht. Auch auf die Gefahr hin, ein Klischee weiterzutragen: Manierliche Umgangsformen sind hierzulande keine Selbstverständlichkeit. Wo sie nicht direkt mit Füßen getreten werden, gelten sie bestenfalls als »Sekundärtugenden«. Trainiert werden sie vor allem dann, wenn damit – wir nähern uns dem wirklich Maßgeblichen – der Prosperität gedient ist. Wie immer man es auch drehen und wenden mag, stets zerbricht die Höflichkeit am »Eigentlichen«. Entweder sie sekundiert nur bei Geschäft und Karriere, wird bei der nächsten Gelegenheit aber abgelegt wie ein Überzieher, oder sie muß sich von der kritischen Intelligenz als Blendwerk und seichtes Parlando abtun lassen.

Besondere Verdienste im Kampf gegen die gute Form reklamieren die Veteranen von Achtundsechzig ff. für sich. Die Höflichkeit geriet damals ins Zwielficht eines historischen Verdachts: Manieren seien das Abgrenzungsinstrument einer Oberschicht, sie soll-

ten seit jeher Klassenunterschiede zementieren und damit eine offene Gesellschaft unmöglich machen. Umgangsformen unterdrücken die Individualität und fördern angeblich den Geist des Untertans. Kurzum: Höflichkeit als Synonym für Konservatismus und damit als Gegenteil von Fortschritt, Aufklärung, Modernität. Mit Blick auf die jüngere deutsche Geschichte, die NS-Zeit und das Adenauersche Biedermeier, erschien die Etikette plötzlich wie ein Ausdruck der Verdrängung, der typisch bürgerlichen Flucht vor Selbstkritik und Verantwortung. Um so mehr wurde die Arbeiterklasse mit ihrer rauhen, aber wenigstens ehrlichen und unbestechlichen Herzlichkeit verklärt.

Dieser abstrakte Diskurs sollte recht bald handfeste Konsequenzen haben. In den siebziger Jahren hat sich der zwanglose, »unkonventionelle« Umgangston eingebürgert. Man kam sich »nahe«, die eigene Lebensgeschichte immer auf den Lippen. Schließlich verlangte der Zeitgeist nach Enthüllung von Geheimnissen und Tabus als Reflex auf die nur zu oft verklemmt wirkenden Altvorderen. Selbstverwirklichung hieß das neue Paradigma, dem die Protestgeneration zum Durchbruch verhalf. Mag der Ruf nach »Authentizität« einst subversiv und auch entkrustend gewesen sein, mag das zeitweise Aushängen von Klotüren die Republik vorangebracht haben, inzwischen ist die hemmungslose Demonstration von Eigenart zum Starr- respektive Schwachsinn mutiert. Es wird beleidigt, bedrängt, beschämt – aber mit dem guten Gefühl, doch wenigstens »echt« dabeizusein. Der andere wisse so immerhin, woran er sei. Die Plakatwände bringen das kollektive Verlangen nach Individualität auf den Werbepunkt: Mal »weil ich es mir wert bin«, mal »sei du du«.

In einem Tagebucheintrag von Max Frisch heißt es: »Wenn wir zuweilen die Geduld verlieren, unsere Meinung einfach auf den Tisch werfen und dabei bemerken, daß der andere zusammenzuckt, berufen wir uns mit Vorliebe darauf, daß wir halt ehrlich sind . . . Und dann, wenn es heraus ist, sind wir zufrieden; und im

weiteren überlassen wir es dem andern, was er mit den Ohrfeigen anfängt, die ihm unsere Tugend versetzt.«<sup>3</sup>

Seliger Frisch! Was ihm noch eine Ausnahme, eben ein Verlust an Geduld war, scheint heute der letzte Schrei. Ein Riesenumfeld sitzt gebannt vor den Bildschirmen, um die Notdürftigkeiten einer Horde Containerbewohner zu verfolgen. Dämmern, schmatzen, fummeln – nichts, erläutern die Produzenten mit stolzem Fingerzeig auf die Einschaltquote, fasziniere eben so wie der ungeschminkte Alltag.

Entblößung ohne Ende: »Reality-Shows« präsentieren Trennung und Versöhnung live, dokumentieren heute eine Fehlgeburt und morgen einen Suizid. Das Private und das Öffentliche verschwimmen bis zur Unkenntlichkeit ineinander – der amerikanische Soziologe Richard Sennett nennt dieses Phänomen treffend und prägnant eine »Tyrannei der Intimität«. Den jeder Selbstkontrolle verlustigen Menschen für echt zu halten ist etwa so, als wollte man mit einer Darmsonde die inneren Werte erkunden. Helmuth Plessner setzt die Fähigkeit zum Innehalten und Selbstbeschränken sogar mit menschlicher Würde gleich: »Im Indirekten zeigt sich das Unnachahmliche des Menschen.« Die Kultur der Verhaltenheit macht ihn biologisch zu einem Sonderfall. Denn: »Direkt und echt im Ausdruck ist auch das Tier; käme es auf nicht mehr als Expression an, so bliebe die Natur bei den elementarsten Lebewesen und ersparte sich die Gebrochenheit des Menschen.«<sup>4</sup>

Man spricht immerfort von einem Recht auf Intimsphäre. Aber was ist eigentlich mit dem Recht auf Öffentlichkeit? Der vormittägliche-mittägliche-nachmittägliche Talkwahn ist ein eklatantes Beispiel für die Sennettsche Tyrannei. Das Wort »Privatsender« hat längst seinen Ursprungssinn hinter sich gelassen. Anstatt nur eine Rechtsform zu bezeichnen steht es inzwischen für den Inhalt, der transportiert wird. Das Privateste einer Masse von Studiogästen wird veröffentlicht und damit einer anderen Masse zur privaten